

Christian Knoche

# WENDE PUNKTE

Es gibt immer einen anderen Weg



Thriller

## Buch

Es ist die längste Busreise der Welt, quer über den südamerikanischen Kontinent von Rio de Janeiro bis Lima. Für Will, André, James, Mike, Ignacio, Toshi und Pablo ist es aber auch eine Lebensreise. Jeder von ihnen hat seine eigene, besondere Geschichte und sehr persönliche Gründe für diese Reise. Doch ebenso wie ihre bisherigen Leben ungeahnte Wendungen genommen haben, verläuft auch die Busfahrt nicht wie geplant.

Obwohl jeder von ihnen auf dieser Reise lieber für sich bleiben wollte, müssen sie sich nun einander offenbaren, ihre Stärken bündeln und gegenseitig vertrauen, um zu überleben.

## Autor

Christian Knoche, geboren 1980 in Mecklenburg, schreibt seit seiner Kindheit hobbymäßig Kurzgeschichten und Artikel. Der gelernte Industriemechaniker und Diplom-Wirtschaftsingenieur arbeitet seit über zwanzig Jahren in der Automobilindustrie. Verschiedene Stationen als Key Account Manager, Produktmanager und Verantwortlicher für Open Innovation führten zu längeren Auslandsaufenthalten in Frankreich und Brasilien.

Christian lebt und arbeitet in Mainz.

Christian Knoche

# WENDE PUNKTE

Es gibt immer einen anderen Weg

Thriller

© 2020 Christian Knoche

Autor: Christian Knoche

<https://christian-knoche.de>

Umschlaggestaltung: Crowdspring

Lektorat, Korrektorat: Jasmin Schneider, Katrin Biedebach

Verlag & Druck:

trdition GmbH

Halenreihe 40-44

22359 Hamburg

ISBN: 978-3-347-17101-5 (Paperback)

978-3-347-17102-2 (Hardcover)

978-3-347-21017-2 (eBook)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## Wendepunkte

Es gibt immer einen anderen Weg

# 1.

## André – 2011

Es war ein seltsames Gefühl, nicht mehr zurückzukönnen. Er hatte keine Ahnung, was vor ihm lag, aber der riesige Kontinent war für ihn jetzt Freiheit und Gefängnis zugleich. André wurde schwindelig bei dem Gedanken, und Übelkeit stieg in ihm auf. Die letzten Nächte hatte er kaum geschlafen. Irgendwann am Morgen war er ungeduscht und ziemlich bedröhnt an den Busbahnhof gelaufen und hatte dort zwei Stunden auf einer Bank gelegen, bis der Bus kam. Sein Sitzplatz war direkt vorne rechts. Er schob seinen Rucksack in ein Fach und ließ sich in die Polster fallen. Der Bus füllte sich mit Leuten, war aber höchstens zu einem Drittel besetzt, als er aus dem Terminal rollte. Die Fahrt von Rio de Janeiro nach São Paulo war mit acht Stunden angesetzt, ohne Zwischenstopp. Aber das hatte nichts zu heißen. Nach seinen bisherigen Erfahrungen waren Zeitangaben hier eher für Touristen und Hektiker. Niemand der Einheimischen nahm das ernst. Auch er würde lernen müssen, sich in seiner neuen Heimat damit abzufinden. Die Alte war für eine lange Zeit, vielleicht für immer, unerreichbar. Wo genau er sich niederlassen würde, was er tun würde, um zu überleben – André wusste es nicht. Er hatte sich etwas Zeit gegeben, um das für sich herauszufinden. Der Bus war ein günstiges und bequemes Transportmittel, gemacht für Leute, die viel Zeit, aber wenig Geld hatten. Und das traf hier auf die Meisten zu. Auf Pünktlichkeit legte fast niemand wert, auch André nicht.

Er hatte es sich auf seinem Sitz einigermaßen bequem gemacht und versuchte zu schlafen. Sie waren kaum zwanzig Kilometer gefahren, als sich der Verkehr staute. Jetzt standen sie seit einer Stunde auf einer Brücke,

ohne sich auch nur einen Millimeter zu bewegen. André schlief unruhig, schreckte immer wieder hoch, hatte Nackenschmerzen und konnte nicht richtig durchatmen. Er hätte gerne geraucht, aber im Bus war das verboten, und aussteigen ließ ihn der Fahrer nicht. Vielleicht war es ein Fehler, sich zuerst Hals über Kopf in Partys zu stürzen. Aber er brauchte diesen Kontrast, und Rio war genau die Stadt dafür. Das Leben, das hinter ihm lag, war sehr geregelt und diszipliniert verlaufen. Nur so hatte er es geschafft, so lange keinen Fehler zu machen.

Er war schon einmal in Rio gewesen, als Tourist, vor einigen Jahren. Damals nur für wenige Tage, das Rückflugticket im Hotelsafe. Er hatte sich nicht mit Partys beschäftigt, sondern war durch das Land gereist, um für den Fall der Fälle zu sondieren. Jetzt war dieser Fall eingetreten, und alles war ganz anders. Diesmal wartete kein Rückflugticket im Hotel auf ihn. Dafür hatte er jetzt die richtigen Partys gefunden. Fernab der Touristenscharen und der surreal teuren Hotels hatte er mit den richtigen Brasilianern – und vor allem Brasilianerinnen - gefeiert. Er war allein losgezogen, mit seinem gebrochenen Portugiesisch aus dem Volkshochschulkurs. Das war nicht ungefährlich, da er sich als Ausländer in Gegenden der Stadt wagte, die man normalerweise mied. Nicht deshalb, weil bei ihm irgendetwas zu holen gewesen wäre. Sein Äußeres ließ nicht darauf schließen, dass er in einem unscheinbaren Hotelzimmer über zwanzigtausend Euro versteckt hatte. Aber er sah nicht schlecht aus, und die Mädchen hier mochten die Deutschen. Man konnte leicht in Eifersüchteleien hineingeraten. Mit den lokalen Gangs und Straßenkindern war nicht zu spaßen. Aber sie brachten auch nicht einfach so Ausländer um, nicht aus solch geringen Anlässen. Verletzte, entführte oder gar getötete Touristen waren schlecht fürs Geschäft. Die Polizei führte dann Sonderaktionen durch, vor allem in den Armenvierteln. Auch wenn es nur pro forma war, so wurde es doch immer unangenehm, wenn politischer Druck die Staatsgewalt entfesselte. Für die meisten war es lediglich ein Gefühl, das auf Zeitungsartikeln oder Fernsehberichten basierte, aber für viele war es bittere Realität. In den Städten tobte seit Jahrzehnten ein Schattenkrieg. An die Öffentlichkeit brach er nur selten durch, hielt sich

fern von Copacabana, Ipanema, Parks und Restaurants. Gelegentlich, wenn ein heruntergekommener Mensch tot am Strand lag, las man darüber, schüttelte den Kopf und ging zur Normalität über. Niemand kümmerte sich darum. Die Leiche wurde weggeräumt, anonym bestattet und nur wenige Minuten später ging das Leben weiter wie gewohnt.

In den Favelas, den Armenvierteln von Rio de Janeiro, die wie die gleichnamige Pflanze die vielen Hügel der Stadt emporwucherten, herrschten eigene Gesetze und Regeln. Die meist illegal errichteten Siedlungen waren ein Tummelplatz für alle Arten von Gangs. Drogenhandel, Prostitution, illegale Waffen, gefälschte Dokumente – hier gab es alles. Die Polizei wurde dort nur als eine weitere Gang wahrgenommen, da sich über die Zeit die Fronten sehr verhärtet hatten. Schießereien, Racheaktionen und Morde standen auf der Schuldliste aller Parteien. Die Pufferzone zwischen den Favelas und den Touristenzentren war das normale Rio de Janeiro, wo all die besser situierten Arbeiter, Büroangestellten und Beamten lebten. Nicht reich genug für eines der Condominios, in denen sich die Geldelite vor der Wirklichkeit abschottete, aber auch nicht so arm, dass sie in den Favelas Zuflucht suchen mussten. Nicht so streng bewacht, dass man an jeder Ecke Polizisten sah, aber auch nicht der völligen Gesetzlosigkeit überlassen. Man musste sich trotzdem gut überlegen, ob es einem die Partys wert waren. Die Stimmung konnte schnell kippen, und dann war man in großer Gefahr.

André war es das wert. Er hatte in den letzten Nächten, wie man so schön sagt, krachen lassen. Für ihn war es eine völlig neue Erfahrung, sich auf diese Weise mit Frauen zu amüsieren. Beinahe schon normal, dachte er. Vielleicht hätte er viel früher hierherkommen sollen, vielleicht wäre dann alles anders verlaufen.

Mit der nachlassenden Wirkung von Drogen und Alkohol setzte eine Nüchternheit ein, die ihm die Umstände wieder klar vor Augen führte. Sein Geld würde eine Weile reichen, aber nicht ewig. Er musste einen Job finden. Ansonsten wäre er bald ohne finanzielle Mittel, obdachlos und kurze Zeit später vermutlich tot. Zwar besaß er einen brasilianischen Pass, aber nicht die anderen notwendigen Dokumente. Er würde eine

Sozialversicherungsnummer brauchen, eine Krankenversicherung, und so weiter. Er konnte nicht einfach auf ein Amt gehen und die nötigen Anträge stellen. Niemand würde in den Datenbanken einen Roberto Jorge Maurer finden, und dann ginge die Fragerei los. Sein schlechtes Portugiesisch, sein deutsches Aussehen - spätestens dann würde auch jemand seinen Pass sehr gründlich unter die Lupe nehmen, und er würde auffliegen. Er konnte versuchen, irgendwo schwarz zu arbeiten, aber auch das war schwierig. Der brüchige Schutz, den er als Tourist in Rio genossen hatte, würde nicht lange halten. Irgendwer würde herausfinden, dass er etwas verheimlichte. Die Dinge kamen immer irgendwie ans Tageslicht. Allein, illegal im Land und ohne irgendwelche Verbindungen, war er vogelfrei, das wurde ihm plötzlich klar. Sollte er jemandem unliebsam werden, er wäre einfach nur irgendeine unbekannte Leiche von vielen. Wenn man ihn überhaupt fände. Vielleicht würde dann jemand die Datenbanken mit gesuchten Verbrechern aus Deutschland abgleichen, vielleicht würde jemand sein Bild erkennen, vielleicht würde er irgendwann identifiziert werden. Aber das alles würde ihm nichts mehr helfen. Niemand müsste mit Strafverfolgung rechnen, wenn er André einfach beseitigte. Das war definitiv eine Gefahr, und umso mehr ein Grund, nicht aufzufallen und sich vor allem nicht mit den falschen Leuten einzulassen.

André wischte sich kalten Schweiß von der Stirn und streckte seine rechte Hand flach vor sich aus. Sie zitterte so sehr, dass er es kaum schaffte, den Code auf seinem iPad einzugeben. Er konnte sich damit jetzt nicht beschäftigen. Es war einfach zu viel. Morgen. Nicht jetzt. Einen Schritt nach dem anderen. Er öffnete einen der Filme, die er sich heruntergeladen hatte, stöpselte die Kopfhörer in seine Ohren und schlief bald darauf ein.

Als er aufwachte, fuhren sie wieder. Sein Kopfschmerz hatte sich zu einem Hämmern gesteigert, das an- und wieder abschwoll. Mund und Hals waren so trocken, als hätte ihm im Schlaf jemand eine Schaufel Sand hineingeschüttet. Er musste geschnarcht haben und konnte zuerst kaum atmen. Auf seiner Shorts zeichnete sich eine Beule ab. Er hatte einen Ständer und musste auf die Toilette, was sich leider gegenseitig ausschloss. André trank einen Schluck lauwarmes Wasser aus der Plastikflasche, die er

letzte Nacht irgendwo mitgenommen hatte. Es schmeckte leicht bitter, nach Kunststoff und noch irgendetwas Undefinierbarem, leicht Säuerlichem. Benommen stand er auf, streckte sich und stolperte den Mittelgang hinunter in Richtung der Toilette. Sie war eng, schmutzig und roch komisch. Er musste aufstoßen und spürte wieder den säuerlichen Geschmack im Hals. Das Innere seines Mundes zog sich zusammen, er würgte und übergab sich in das Klobecken und den Rest des winzigen Raumes. Vorsichtig quetschte er sich durch die schmale Tür und ging zurück auf seinen Platz. Er hoffte, dass niemand ihn beobachtet hatte und die Schweinerei nicht auf ihn zurückzuführen war.

„Que horas?“, fragte er den Fahrer.

„Que horas são.“, sagte der in beherrschendem Ton und deutete auf die Uhr neben dem Armaturenbrett. Es war kurz nach vier am Nachmittag. Sie hätten eigentlich schon vor einer Stunde ankommen sollen.

„Onde somos?“, fragte er wieder, „Wo sind wir?“

„Mais um hora!“

Also noch eine Stunde. Sie würden mitten in der Rush Hour ankommen. André hatte ein Ticket bis Lima gekauft, die gesamte Strecke der Transoceanica. Nächster Stopp war São Paulo, der geplante Aufenthalt dort zwei Stunden. Er war auch dort kurz gewesen, mochte die Stadt aber nicht besonders. Die Leute waren nur halbe Brasilianer, arbeiteten relativ viel und hatten die Nase hoch oben im Wind. Die Einheimischen generell waren schon arrogant für ihren geringen Bildungsstand, aber die Paulistas, wie man die Einwohner São Paulos nannte, setzten noch mal eine Schippe drauf. Es begann schon damit, dass sie jeden automatisch für dumm hielten, der ihre Sprache nicht richtig konnte. Und entsprechend behandelten, nach der Logik: Das können doch hier schon Kinder, wer es als Erwachsener nicht beherrscht, der muss wohl etwas unterbelichtet sein. So gut wie niemand sprach allerdings irgendeine Fremdsprache, noch nicht mal Spanisch, ganz zu schweigen von Englisch. Die Leute hatten keine Vorstellung von der Welt. Ihr Kosmos war klein und sehr überschaubar.

„Ihr Deutschen habt die Uhr, und wir haben die Zeit.“, hatte mal irgendjemand zu ihm gesagt. Auch daran würde er sich wohl gewöhnen

müssen. Es waren die Dinge, die ihn Deutschland jetzt schon vermissen ließen.

Sie passierten gerade den internationalen Flughafen von São Paulo in dem Vorort Guarulhos und schoben sich in einer zähen Blechlawine auf die Stadt zu. Er musste lang geschlafen haben. Beton kam in Sicht, Hochhäuser, noch mehr Beton, Autos, Lärm, Flugzeuge, Hubschrauber. Über allem hing eine Glocke aus schwefligem Siff, der den wolkenlosen Himmel in ein schmutzig-bräunliches Ocker färbte. André fror. Die Klimaanlage war sicher auf volle Leistung gestellt, wie meistens hier. Der Fahrer trug einen dunklen Anzug aus Schurwolle, dazu ein weißes Hemd und Krawatte. Auf seinem kahlen, braunen Schädel war nicht eine Schweißperle zu sehen. André überlegte kurz, ob er darum bitten sollte, die Lüftung etwas wärmer zu drehen. Aber er wusste, was das bringen würde, und ließ es bleiben. Er begnügte sich damit, die Auslassdüsen über seinem und dem leeren Sitz neben ihm abzdrehen, um so zumindest nicht mehr dem direkten Luftstrom ausgesetzt zu sein. Trotzdem hatte er die Befürchtung, dass es bereits zu spät war, und er eine dieser Tropenerkältungen bekommen würde. Die Luft wurde zunehmend schlechter. Die Klimaanlage konnte zwar kühlen, aber die Filter, falls überhaupt noch welche vorhanden waren, wurden mit der Luft nicht fertig. Sie saugten die schweflige Mischung mitten aus der Autoschlange an und bliesen sie ins Innere des Busses.

Langsam wälzte sich der Verkehr tiefer in die Stadt. Anfahren, bremsen, anfahren, bremsen, anfahren, bremsen, immer wieder und wieder. Das beklemmende Gefühl nahm zu. Sie kamen nicht von der Stelle. Sechs Fahrstreifen in jede Richtung, und nichts ging voran. Trotz des Stillstands war der Verkehr auf eine seltsame Art hektisch. Alle wechselten dauernd die Spuren, ohne dadurch schneller voranzukommen. Dabei kamen sie den Motoboys ins Gehege, wilden Asphaltcowboys, die Honda-Mopeds fuhren und alles Mögliche transportierten. Sie nutzten die schmalen Streifen zwischen den Autos, machten durch lautes Hupen auf sich aufmerksam und nahmen keinerlei Rücksicht. André schaute aus dem Fenster hinunter auf die Straße. Direkt vor ihnen wechselte ein Auto die Spur, ohne zu blinken, und hätte dabei fast einen der Motoboys gerammt, der mit viel zu hoher

Geschwindigkeit irgendwo aus dem Durcheinander von Blech und Beton auftauchte. Er hupte, schrie etwas, fuhr aber mit unverminderter Geschwindigkeit weiter. Die Motoboys waren eine solidarische Gemeinschaft. Ein inoffizielles Gerücht besagte, dass in diesem Moloch mit zwanzig Millionen Menschen täglich drei bis vier von ihnen ihr Leben auf der Straße ließen. Das schweißte zusammen. Die nachfolgenden Fahrer hatten das Geschehen beobachtet und maßregelten den vermeintlichen Verkehrssünder auf ihre Weise. Einer stoppte ab, hämmerte gegen das Fenster des Autos und brüllte irgendetwas. Der nächste rief so laut, dass André den ziemlich derben Fluch verstand. Der dritte beschleunigte, hob den Fuß und trat mit gekonntem Schwung den Spiegel ab. Der vierte trat eine Beule in die Tür, und ein weiterer erledigte den Spiegel auf der rechten Seite. Bußgeld auf São Paulo-Art, von Leuten, die sich selbst verkehrswidrig verhalten, für jemanden, der kurz nicht aufgepasst hat. André war es egal. Der Bus wirkte ziemlich stabil, und was sich draußen abspielte, war nicht seine Angelegenheit. Er war noch nicht lange in Brasilien, und dennoch hatte er solche Szenen schon öfter beobachtet. Daher wunderte es ihn kaum, als der Autofahrer plötzlich die verbeulte Tür aufriß, aus dem Wagen sprang und einen Revolver hochriss. Scheinbar ergebnislos feuerte er hinter den Motoboys her. Man konnte von Glück reden, dass nicht irgendwer weiter vorn in dem Durcheinander verletzt wurde. Er brüllte noch etwas, stieg wieder in sein Auto und fuhr ruckelnd in die Lücke, die sich mittlerweile vor dem Bus gebildet hatte. Die Autofahrer ringsum schauten angestrengt geradeaus und versuchten krampfhaft, das Geschehen zu ignorieren. Der Busfahrer griff zum Handy und telefonierte. André schloss aus den Wortfetzen, die er auffangen konnte, dass er mit seiner Frau sprach und ihr das Geschehen schilderte. Es passierte weiter nichts Nennenswertes im Verkehr, und kurze Zeit später war es, als hätte das alles nie stattgefunden. Die Autos hupten und wechselten unkoordiniert die Spuren, die Motoboys hupten und rasten durch die Zwischenräume, und ab und zu hupte auch der Busfahrer, wahrscheinlich einfach, um dazuzugehören oder um seiner Lebensfreude Ausdruck zu verleihen.

André nickte wieder ein. Wenig später wurde er erneut geweckt, diesmal von Sirenengeheul und noch lauterem Hupen. Schlaftrunken stütze er sich im Sitz hoch und versuchte, die Lärmquelle zu identifizieren. Es waren mehrere graue Toyota Hilux mit Blaulicht und Bemalung im Stil amerikanischer Spezialeinheiten, die sich ihren Weg durch den Stau bahnten. Ein militärisches Emblem und die Aufschrift ROTA auf der Seite kennzeichneten die Autos als Teil einer berüchtigten Polizeitruppe. André hatte davon gehört. Es war eine Spezialeinheit der Polizei von São Paulo, die nicht für zimperliches Vorgehen bekannt war. Die äußerst blutige Niederschlagung einer Gefängnisrevolte vor vielen Jahren hatte den Ruf der Einheit zementiert, keine Gefangenen zu machen. Die Polizisten schufen sich mit roher Gewalt und aggressivem Fahrstil einen Weg durch die Autos, ramnten mit den Bullenfängern an ihren Hilux einige Motoboys und Autos einfach weg und fuhren weiter. Die Fenster waren heruntergelassen und aus jedem Auto schauten drei grau uniformierte Polizisten mit Barrett auf dem Kopf und Waffe im Anschlag. Einer der Wagen schrammte am Bus vorbei und der Polizist hinten links konnte sich gerade noch rechtzeitig wieder ins Auto werfen, sonst wäre er zerquetscht worden. Die vier Fahrzeuge drängten etwa zehn oder elf Autos vor dem Bus einen schwarzen VW von der Straße, verkeilten das Auto in der Leitplanke und sprangen aus den Fahrzeugen. Ein Schuss, noch einer, einige Feuerstöße aus Maschinenpistolen, dazwischen das dumpfe Knallen von Schrotflinten. Es war eine Szene wie aus einem Kriegsgebiet. Aus dem eingeklemmten VW spritzten Glassplitter, und André konnte erkennen, wie der Mann am Lenkrad zusammensackte. André ging unwillkürlich in Deckung, wohl wissend, dass nichts in diesem Bus auch nur einem einzigen Geschoss aus einer normalen Pistole standhalten würde. Aber er konnte trotzdem versuchen, kein allzu großes Ziel abzugeben. Die anderen Fahrgäste drängten sich nach vorn, um besser sehen zu können. Draußen sprang jemand aus dem geborstenen Heckfenster des eingeklemmten Autos und rannte auf den Bus zu. Erneut knallten Schüsse, der Mann brach zusammen und blieb liegen. Die Straße unter ihm färbte sich rot. André wurde schlecht.

„Ist das normal hier in São Paulo?“, hörte er einen der Fahrgäste den Busfahrer fragen.

„Der Stau schon.“, antwortete der Fahrer trocken.

Seltsamerweise dauerte es nicht sehr lang, bis die Aufräumarbeiten vor ihnen abgeschlossen waren und sich der Verkehr wieder in Bewegung setzte. Die Polizisten kippten den zerschossenen und verbeulten VW mit vereinten Kräften über die Leitplanke, warfen die zwei Toten auf die Ladeflächen ihrer Autos und fuhren weiter, wie sie gekommen waren. André konnte jetzt definitiv nicht mehr schlafen und schaute aus dem Fenster in die Betonwüste. Riesige Werbetafeln thronten über einfachen Hütten aus Brettern und Wellblech, die teilweise mehrere Stockwerke hoch waren und über die Straße ragten. Dazwischen immer wieder Tankstellen, Werkstätten, kleine Geschäfte, einfache Häuser, Bananenpalmen und Menschen, die irgendetwas verkauften. São Paulo war überhaupt nicht mit Rio zu vergleichen. Rio, die Stadt mit den vielen Hügeln, war aufgelockert und sehr grün. Meeresluft und Wind bliesen die Abgase einfach weg, und auch der Verkehr war wesentlich entspannter. São Paulo lag siebenhundert Meter höher, hatte keinen direkten Zugang zum Meer, und war grau und stickig. Innerhalb weniger Minuten wurde es dunkel, fast nachtschwarz, und dicke Wolken hingen über ihnen. Einige Tropfen klatschten an die Scheiben, glitten ab und liefen am Glas herunter. Sie fielen dichter und mit größerer Wucht, dann regnete es sintflutartig, man sah kaum das nächste Auto vor sich. Die riesigen Scheibenwischer arbeiteten verzweifelt gegen die Wassermassen an, hatten aber dieser Naturgewalt nichts entgegenzusetzen. Der zubetonierte Untergrund konnte die Wassermassen nicht aufnehmen und der Verkehr kam erneut zum Erliegen. Das Wasser stieg, erst einige Zentimeter, dann stand es den Autos schon bis zur Mitte der Räder. André sah, wie die Leute fluchten, gestikulierten und noch mehr hupten. Der Lärm überforderte ihn. Er setzte sich seine Kopfhörer auf und schlief wieder ein. Irgendwann wurde er etwas unsanft vom Fahrer geweckt.

„Chegamos!“, kam die knarrende Durchsage.

Sie waren angekommen am Terminal Barra Funda, einem der großen Knotenpunkte für Busse und Bahnen in Brasilien. Mit fast fünf Stunden Verspätung. Der Aufenthalt wurde auf eine halbe Stunde verkürzt, um die Verzögerung zumindest etwas auszugleichen. André streckte sich, griff seinen Rucksack und stand langsam auf. Vorsichtig kletterte er die Stufen hinunter und sprang aus dem Bus. Es war schwül und wurde langsam dunkel. Die Straßenlaternen schalteten sich ein. In ihrem gelblichen Licht waberten Schwaden von Wasserdampf, den der aufgeheizte Asphalt aufsteigen ließ. André schaute sich um, fand einen kleinen Imbiss und kaufte sich zwei Dosen Cola, zwei Flaschen Wasser, einen gegrillten Käse und zwei in Folie verpackte, dick mit Mortadella belegte Brötchen. Alles war frisch und sah lecker aus. Der Mann holte die Getränke und Sandwiches aus Styroporboxen. Die Kisten waren mit Aluminiumfolie umwickelt und die Eiswürfel darin kaum geschmolzen. Der Verkäufer hatte eine Art Grill, gebaut aus einem kleinen Blecheimer, den er an einer langen Kette gekonnt umherschwenkte, so dass die Holzkohle zu glühen begann, die rechteckigen Käsestangen mit Holzstiel aber nicht herunterfielen. André kannte dieses Prinzip vom Strand und genoss den knusprigen und mit Oregano gewürzten Käse. Er hatte fast vierundzwanzig Stunden nichts gegessen. Es wurde Zeit, dass sein angeschlagener Magen wieder etwas zu tun bekam.

An einem anderen Stand kaufte er sich eine gekühlte Kokosnuss. Die Verkäuferin, eine Schwarze von etwa siebzig Jahren und ohne Zähne, hackte sie gekonnt mit drei Schlägen einer Machete auf. Sie musste das hunderttausende Mal gemacht haben, dachte André. Jeder Handgriff saß perfekt. Dann fiel sein Blick auf ihre linke Hand, und er sah, dass der Daumen fehlte. Er kaufte sich noch zwei Büchsen Bier, verstaute seine Einkäufe im Rucksack und ging zurück zum Bus. Der Fahrer hatte gewechselt, und es waren noch zwei weitere hinzugekommen. Sie standen vor der Tür und begrüßten die Fahrgäste freundlich. Ein älterer Mann im Anzug kontrollierte die Tickets. Diesmal war der Bus zumindest im unteren Bereich voll bis auf den letzten Platz. Langsam setzten sie sich in Bewegung und fuhren aus der riesigen Stadt. Mit dem Chaos und Lärm

wich langsam auch seine Verwirrtheit. Hier auf dem Land würde er genug Zeit haben, um sein neues Leben zu planen.

## 2.

### William – 2011

„Nein, danke“, sagte Will auf Spanisch, „Ich schaffe das allein.“

Ein kleiner, dicker Mann mit einem Hemd, von dem die Knöpfe wegzufiegen drohten, wollte ihm bei Verstauen seines Gepäcks helfen. Es war einer der Fahrer, Will hatte ihn vorhin draußen vor dem Bus mit zwei anderen Männern beobachtet, die alle die gleiche Kleidung trugen. Schwarze Hosen, weiße Hemden, eine Krawatte und darüber ein Jackett mit dem Emblem der Busfirma auf der Brust.

„Sicher?“, fragte der Mann.

„Ja, sicher. Danke!“

Der kleine Dicke zuckte die Schultern, warf die Handflächen in die Luft und ging zum nächsten Sitzplatz, um dem Fahrgast dort mit seinem Gepäck zu helfen.

Will hob seinen Koffer in das Fach und nahm in dem bequemen Sitz Platz. Er atmete durch und wartete, bis sich sein Puls beruhigt und sein Blut wieder mit genug Sauerstoff gesättigt hatte. Der Weg vom Bus aus Buenos Aires über das riesige Terminal bis zu seinem Platz, Koffer und Tasche hinter sich herschleppend, hatte ihn erschöpft. Es war heiß, und er konnte noch nie gut mit Hitze umgehen. Früher hatte er einfach so viel geraucht und getrunken, bis er es nicht mehr spürte. Aber diese Zeiten waren vorbei. Langsam beugte er sich vor, zog den Riemen der großen Ledertasche über seinen Kopf und stellte das Gepäckstück auf den leeren Sitz neben sich. Der Platz war, wie auch die meisten anderen im Oberdeck, nicht besetzt. Seine rechte Hand suchte das Panel mit den Schaltern und drückte daran herum, bis der Sitz mit einem summenden Geräusch in eine bequemere Position

gefahren war. Will ließ sich tiefer in die Polster sinken, entspannte Kopf und Nacken auf dem bequemen Kissen und ließ den Blick schweifen. Es war im Prinzip unsinnvoll, mit dem Bus zu reisen. Das Ticket für einen Sitz auf dem Luxusdeck war teurer als ein Flugticket, und die Reise dauerte Tage statt Stunden. Aber Will mochte es bequem, und er mochte die modernen Flugzeuge nicht. Früher hatte er auch dort Bequemlichkeit und Service genossen, wenn er zivile Maschinen benutzte. Es gab selbst auf Inlandsflügen immer eine Business Class mit großen, angenehm gepolsterten Sitzen und ausgezeichnetem Essen. Heute waren die Flugzeuge bis auf den letzten Zentimeter mit engen, harten Sitzen vollgestopft und zu essen bekam man bestenfalls ein pappiges Brötchen, für das auch noch ein Aufpreis verlangt wurde. Nein, er wollte sich das nicht antun. Außerdem hatte er Zeit. Viele Menschen in seinem Alter hätten das sicherlich anders gesehen. Mit fünfundachtzig wusste man nie, wann es einen erwischte. Will war es egal. Er hatte mit Mitte siebzig aufgehört, seine Geburtstage zu zählen. Zeit war jedenfalls nicht sein Problem. Außerdem bot der Bus ihm einen Vorteil, den kein ziviles Flugzeug hatte, und zwar Privatsphäre. Niemand kontrollierte allzu genau die Reisepässe. An den drei Landesgrenzen, die er auf seiner Reise zu überqueren hatte, würde auch niemand nach dem fragen, was er in seiner Tasche mitführte. Und er war schon immer vorsichtig. Vorsicht war die Mutter der Porzellankiste und sorgfältige Planung ihre Großmutter. Will neigte dazu, die Rolle des Glücks in seinem Leben herunterzuspielen. Es passte nicht zu seinem Selbstbild, sich auf Glück zu verlassen. Wenn er sich fragte, warum er so lange überlebt hatte, dann kam ihm immer wieder die Vorsicht als Antwort in den Sinn.

Der Busfahrer löste die Bremsen. Das Gefährt setzte sich in Bewegung und glitt sanft aus dem Terminal hinaus auf die vielspurige Straße, die aus der Stadt führte. Der Fahrer war ein Könner, das spürte er sofort. Die Bewegungen waren fließend, entspannt, fast wie ein Tanz mit dem unebenen Asphalt voller Schlaglöcher. Wie ein Riese durch eine hektische Menschenmenge glitt der Bus durch die Unruhe des Verkehrs, scheinbar immun gegen das allgegenwärtige Gewusel zu seinen Füßen. Wills Blick

richtete sich in die Weite und fokussierte sich auf das noch unsichtbare Ziel: Lima. In zwei Tagen würde dort ein Flugzeug aus New Jersey landen, und sie würde an Bord sein. Ihre Rückkehr in ein südamerikanisches Land war auch nach über dreißig Jahren noch riskant. Vielleicht hatte man sie vergessen, ziemlich sicher sogar. Aber es konnte eben auch sein, dass dem nicht so war. Fernandes war kein Dummkopf, und er war noch immer sehr mächtig. Die heute allgegenwärtige elektronische Überwachung konnte wahre Wunder vollbringen, wenn man wirklich nach jemandem suchte. Nicht zuletzt deswegen fühlte Will sich sicherer, wenn er die Strecke vorher getestet hatte. Auf dem Rückweg würde sie neben ihm sitzen, er würde ihre Hand halten, und sie würde bekommen, wonach sie sich so lange gesehnt hatte.

### 3.

#### William – 1943

„Willyboy! Du hast Besuch!“, hallte die Stimme von unten die Treppe hinauf.

„Mom!“, rief er zurück, peinlich berührt, kam sofort hinuntergehastet und begrüßte seinen Gast. Lisa stand im Türrahmen, die Nachmittagssonne im Rücken.

„Sorry.“, sagte er und grinste verlegen.

„Mütter, was?“

Sie lachte.

„Ja. Mütter.“

„Wie geht’s Dir, Will?“

„Gut, tatsächlich. Laufen wir ein Stück?“

„Klar.“

Sie verließen das Haus, und er zog die Tür hinter sich zu. Über die Schulter sah er seine Mutter, die mit ernster Miene am Fenster stand und ihnen nachschaute. Wie schon so oft gingen sie gemeinsam den langen Weg zur Straße entlang. In der Ferne konnte man über die Äcker hinweg das nächste Haus erkennen. Eine Weile schwiegen sie. Irgendwann hielt sie es nicht mehr aus.

„Nun sag schon, Will, wie war es?“

„Hart. Anstrengend. Aber es macht auch Spaß.“

„Du siehst gut aus in Uniform.“

„Danke. Und Du in Deinem Kleid!“

Sie lächelten sich an wie die verlegenen Teenager, die sie waren.

„Wie war es für Dich?“, fragte er nach einer Weile.

„Es war lang. Drei Monate!“

„Es war lang, ja. Für mich ging die Zeit trotzdem schnell vorbei. Sie lassen Dir keine Ruhe, weißt Du?“

„Nein, weiß ich nicht.“

„Hast Du meine Briefe bekommen?“

„Ich habe sie bekommen. Ich habe sie auch gelesen. Aber ich weiß immer noch nicht, wie es ist.“

„Sie bringen einem alles bei, was man wissen muss als Soldat. Morgens geht es so früh raus, dass man in der ersten Stunde gar nicht weiß, wie einem eigentlich geschieht. Und abends ist man so müde und erschöpft, dass man schläft wie ein Stein. Die Ausbilder sind nicht gerade freundlich, und zimperlich sind sie auch nicht. Wir haben sie gehasst. Aber ich glaube, das versteht man wohl nur, wenn man dabei war.“

„Vielleicht, ja. Und wie ging es weiter? Komm schon, Will, warum lässt Du Dir heute alles aus der Nase ziehen?“

„Es hat mich verletzt, dass Du nicht auf meine Briefe geantwortet hast.“, sagte er und starrte in die Ferne, „Ich kann es verstehen, aber es hat mich verletzt.“

„Tut mir leid.“

„Bist Du noch wütend?“, fragte er und schaute sie an.

„Ich bin wahnsinnig froh, Dich zu sehen. Aber irgendwie auch wütend, ja.“

„Warum?“

„Du fragst mich warum? Ich frage Dich, Will! Warum? Warum machst Du das?“

„Ich weiß nicht. Ich kann nicht anders.“

„Ist es wegen Deinem Vater?“

„Vielleicht, ja.“

„Was bist Du ihm schuldig? Er war doch nie da! Das hast Du selbst gesagt.“

„Er macht das ja nicht für sich, verstehst Du? Er macht es für sein Land, für uns alle. Genauso wie ich jetzt.“

„Das ist nicht wahr. Ich glaube, am Ende macht doch jeder alles für sich selbst.“

„Ich weiß nicht, was Du damit meinst.“

„Ich glaube, Du willst einfach, dass Dein Vater irgendwann zu Dir sagt: gut gemacht. Du möchtest, dass er Dir auf die Schulter klopft, vielleicht noch einen Orden an die Brust hängt, und stolz auf Dich ist. Aber eigentlich willst Du das nicht für ihn, sondern damit Du Dich endlich gut fühlst. Du brauchst die Anerkennung des großen Major Colby.“

„Colonel.“

„Was auch immer.“

Sie liefen eine Zeitlang schweigend nebeneinander her.

„Wie geht es jetzt mit uns weiter?“, fragte er schließlich. Sie antwortete nicht. Die Straße unter ihren Füßen war trocken. Staub wirbelte bei jedem Schritt auf und färbte ihre Schuhe grau. Sie waren jetzt mitten in den Maisfeldern, in einem Meer von hellem Grün. Vor und hinter ihnen lag die Straße, ansonsten waren da nur die großen Pflanzen. Ein sanfter Wind ließ die Blätter leise rascheln.

„Kennst Du noch Mrs. Ellis, unsere alte Nachbarin in Wilmington?“, fragte sie.

„Ja.“

„Vor ein paar Wochen kam ein Auto vorgefahren und zwei Männer in Uniform stiegen aus und brachten ihr einen Brief. Sie hat so laut geschrien, dass man es die ganze Straße entlang hören konnte. Er war ein Jahr älter als wir, Will. Dann, eine Woche später, kamen sie wieder. Diesmal war es der Bruder. Überall in der Nachbarschaft sind diese Briefe angekommen, und es werden immer mehr.“

Sie blieb stehen, fasste ihn um die Hüften und drehte ihn zu sich.

„Ich habe lange nachgedacht. Ich liebe Dich, William Colby. Ich weiß, viele wie wir heiraten kurz vorher. Er verspricht, heil zurückzukommen. Sie verspricht, auf ihn zu warten. Aber ich kann das nicht. Ich kann nicht in Angst leben davor, dass ich auch so einen Brief bekomme.“

„Mir wird nichts passieren, Lisa! Glaub mir.“

Sie drehte den Kopf weg, schaute neben sich in den Staub. Ihre weißen Pumps waren von einer grauen Schicht bedeckt. Sanft trat sie gegen einen kleinen Stein. Die Kiesel rollte ein Stück den Weg entlang, wurde langsamer und blieb auf dem Weg liegen.

„Ich arbeite nachmittags freiwillig im Hospital. Wir bekommen viele Verwundete dort, wegen des Hafens. Die Schiffe aus Europa legen hier an. Neulich habe ich Arthur Banks dort gesehen. Erinnerst Du Dich noch an Arthur?“

„Ja klar, von der Schule.“

„Er ging vor einem Jahr rüber“, fuhr sie fort, „Seine Augen, Will! Er hat durch alles hindurchgeschaut, als würde er in die Ferne starren. Sie schauen fast alle so, aber ich habe es bis dahin nicht bemerkt. Ihn kannte ich vorher. Innerhalb von einem Jahr ist er ein alter Mann geworden. Er ist in Frankreich in einem Wald auf eine Mine getreten. Seine Beine sind weg. Und sein ...“

Sie schaute an ihm herunter, drehte ihren schwarzen Lockenkopf weg und starrte über den Staub der Straße in die Ferne.

„Er war mit Jane Willerslow verlobt. Sie arbeitet mit mir zusammen in der Klinik. Zwei Tage, bevor er sich eingeschifft hat, haben sie geheiratet. Weißt Du, was er zu ihr gesagt hat, bevor er ging?“

Will schüttelte den Kopf.

„Er hat ihr versprochen, dass er heil zurückkommt. Und was ist mit ihm passiert? Sie können keine Babys haben. Kein Leben als Eheleute.“

„Er hat eben nicht gut genug aufgepasst. Und ja, so etwas kommt schon vor. Aber das ist kolossales Pech. Man kann auch hier einen Autounfall haben, oder beim Baden im Meer ertrinken. Das passiert auch jedes Jahr. Aber ich werde aufpassen!“

Sie schaute ihn geradeheraus an.

„Janes Vater arbeitet für die Army. Er ist Mathematiker. Er darf nicht darüber reden, tut es aber trotzdem. Sie nennen es Operations Research. Welche Einheiten wohin geschickt werden müssen, welches Material wo, in welcher Menge benötigt wird, genau zur richtigen Zeit, und so weiter.“

Kompliziertes Zeug. Jedenfalls rechnen sie alles Mögliche aus. Weißt Du, wie hoch die Chance ist, getötet oder schwer verwundet zu werden?“

„Nein.“

„Er hat auch das ausgerechnet. Nach drei Monaten Kampfeinsatz ist die Chance einhundert Prozent. Verstehst Du das? Kapierst Du, was das heißt? Das sagen sie euch natürlich nicht, bei eurer Ausbildung und eurem Training. Aber wenn der Krieg noch ein Jahr dauert, dann wirst Du zu einhundert Prozent sicher getötet oder verwundet. Und das denke ich mir nicht aus.“

„Unsinn.“

„Eben nicht! Und die ganzen Jungs im Hospital, wenn sie sich nachts unterhalten? Ich habe genug der Geschichten mitbekommen. Es heißt immer, alles wäre geplant und organisiert, aber dann geht es doch drunter und drüber. Die Offiziere wissen nicht, wo die Deutschen sind, die Artillerie schießt daneben. Die Fallschirmspringer werden sonst wo abgesetzt und irren wochenlang umher, bis sie ihre Einheiten wiederfinden. Feindliche Panzer tauchen auf, wo sie nicht sein sollten, und dann sind einige hundert Soldaten tot oder schwer verwundet, bis überhaupt jemand mitbekommt, was passiert ist. Ich wollte Dir das eigentlich nicht sagen. Jetzt habe ich es trotzdem getan. Aber es ändert ja doch nichts.“

„Das sind alles Kriegsgeschichten. Soldaten übertreiben, genau wie Angler oder Jäger. Lass uns heiraten, Lisa. Ich komme wieder, an einem Stück, und dann ziehen wir hier raus aufs Land, haben Kinder und alles wird gut.“

Sie fasste ihn bei den Händen und sah ihn geradeheraus an.

„Nur mal angenommen – und ich bete zu Gott, dass es so kommt – es passiert Dir nichts Schlimmes und Du kommst zurück. Was wird dann sein? Wirst Du in irgendeiner Fabrik arbeiten? Die Farm übernehmen?“

„Ja. Zum Beispiel. Irgendetwas wird sich schon ergeben.“

„Ich kenne Dich, so lange ich denken kann, William Colby. Du bist wie Dein Vater. Du wirst niemals irgendwo Ruhe finden. Und ich will dieses Leben nicht. Ich will nicht allein zu Hause sein und Kinder großziehen,

Dich nie sehen und Angst davor haben, dass Du nie zurückkommst. Ich kann das nicht.“

Er befreite sich vom Griff ihrer Hände und ging weiter.

„Es gibt jemanden, oder?“

Sie schwieg.

„Sei einfach ehrlich zu mir, Lisa.“

„Ja. Es gibt jemanden.“

Er drehte sich um, wendete ihr den Rücken zu, zog seine Mütze vom Kopf und schaute in den Himmel. Sein Brustkorb weitete sich, ließ die Luft entweichen, dann drehte er sich langsam wieder um.

„Liebst Du ihn?“

„Ja. Ich denke schon, ja.“

„Du denkst schon?“

Er lachte bitter.

„Ja, Will, ich liebe ihn. Aber nicht so wie Dich. Ich werde in meinem ganzen Leben niemals jemanden wieder so lieben wie Dich.“

Er drehte um und ging langsam zurück zum Farmhaus. Sie folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach oben.

„Ist das wirklich wahr?“, fragte er.

„Was denn?“

„Das Du niemanden so lieben wirst wie mich?“

„Natürlich. Du weißt, dass es so ist.“

„Und warum können wir dann nicht zusammen sein?“

„Weil Du es nicht kannst. Du kannst nicht an einem Ort bleiben. Du wirst die Gefahr suchen. Bis es Dich eines Tages umbringt.“

„Ich könnte weglaufen, untertauchen. Sie haben noch nie jemanden erschossen wegen Fahnenflucht.“

„Nein. Das bist nicht Du. Gerade weil ich Dich liebe, könnte ich das niemals zulassen. Du musst tun, was Du tun musst. Und ich muss tun, was ich tun muss.“

Sie fasste ihn wieder um die Hüften, zog ihn zu sich heran und küsste ihn leidenschaftlich auf den Mund. Eine Stunde später richtete sie sich

erschöpft auf und setzte sich auf die Bettkante. Er setzte sich ebenfalls, rutschte zu ihr hinüber und umarmte sie von hinten. Sie drehte sich um und lachte ihn an. Er strich ihr durch die tiefschwarzen Locken. Spielerisch schubste sie ihn nach hinten um und setzte sich auf ihn. Als draußen die Dämmerung hereinbrach, zog sie sich an.

„Ich muss jetzt gehen, Will. Leb wohl!“

Er war aus seinem erschöpften Schlummer hochgeschreckt und noch nicht bereit, die Realität wieder an sich heranzulassen.

„Ich fahre Dich!“, sagte er und richtete sich auf.

„Nein!“, sagte sie entschieden, „Ich nehme den Bus. Man muss uns in Wilmington nicht zusammen sehen.“

„Dann wenigstens bis an den Stadtrand.“

„Es ist okay, wirklich.“

Sie lächelte ihm sanft zu. Dieses Lächeln, der Gedanke daran, dass sie es einem anderen schenkte, dass sie diesem Mann so nahe war wie sie sich gerade, all diese Gedanken rasten durch seinen Kopf. Er wollte diese Frau nicht verlieren und hatte es doch bereits getan. Und jetzt tat er, was junge Männer so oft taten, wenn ihre Liebe zerbrach. Er zog in den Krieg. Aber noch wollte er sie nicht gehen lassen.

„Ich will Dich fahren, Lisa“, sagte er, „Bitte. Wenn nicht für Dich, dann für mich.“

„Es wird dadurch nicht leichter werden.“

„Ich weiß. Gerade deswegen. Ich möchte nur noch ein paar Minuten mehr mit Dir. Nur noch diese eine Stunde Fahrt.“

„Wie Du magst, Will. Aber dann werde ich gehen und mich nicht umdrehen.“

Im Auto schwiegen sie. Er ließ sich Zeit, ließ den Wagen langsam laufen. Sie schien nichts dagegen zu haben, hielt die Hand aus dem Fenster und spielte mit dem Fahrtwind. Am Stadtrand hielt er an. Von hier aus würde sie den Bus nehmen.

Ihr Lockenkopf wandte sich von ihm ab, als sie die Tür öffnete. In die Öffnung hinein sagte sie:

„Leb wohl, William Colby. Und pass auf Dich auf.“

Dann stieg sie aus und ging zu den Lichtkegeln der Lampen an der Haltestelle. Wie versprochen, ohne sich noch einmal umzudrehen. Will wendete den Wagen und fuhr davon. Ein reißendes Gefühl in seinem Brustkorb verhinderte, dass er durchatmen konnte. Eine Faust legte sich um seine Kehle und drückte zu. Er kämpfte kurz dagegen an, dann ließ er es geschehen. Seine Mundwinkel verkrampften sich zu einer Grimasse. Er stoppte den Wagen in einem Feldweg, legte Kopf und Hände auf das Lenkrad und weinte hemmungslos. Er hatte keine Ahnung, wie lange, aber irgendwann war alles aus ihm heraus. Er fühlte sich leer, aber auf eine gewisse Weise auch befreit. Morgen würde er auf ein Schiff steigen und große Abenteuer vollbringen. Und dann würde er zurückkommen, lebendig und unversehrt, und er würde sie zurückgewinnen.

Vierzehn Monate später stand First Lieutenant William Colby an Deck der USS McCawley, genoss die Meeresluft und die Sonne, die bereits etwas über dem Zenit wieder in Richtung Westen drehte. Seit einer Stunde waren die Hafenanlagen von Wilmington in Sicht. Neben ihm tauchte Whitmore auf.

„Na, Lieutenant, was macht der Arm?“

„Was soll er machen? Tut weh.“, lachte Will.

„Ich habe was für Dich.“

Will nahm die Zigarette aus dem Mund. Vorsichtig klemmte er sie in der linken Hand fest, die in einer Schlinge hing und bis zu den mittleren Fingergelenken in einem Gips steckte. Er griff nach dem Becher, den Whitmore ihm hinhielt und roch daran. Es war eindeutig eine gehörige Portion Schnaps darin, und vermutlich etwas Codein.

„Danke, Sarge.“

Sie stießen an.

„Auf die Heimat!“, sagte Whitmore.

„Auf die Heimat.“

„Was wirst Du jetzt machen, Lieutenant Colby? Als hochdekoriertes Veteran?“

Will zuckte die Schultern.

„Weiß nicht. Du?“

„Du meinst, abgesehen davon, dass ich heimfahre zu meiner Mary, und es ihr stecken werde, bis mir der Schwanz abfällt?“

Will schüttelte grinsend den Kopf. Die Zigarette war abgebrannt und seine Finger wurden heiß. Er wedelte mit dem Gips und verschüttet dabei etwas von dem Getränk in seiner Tasse.

„Ja. Abgesehen davon.“

„Ich such mir nen Job, verdiene Geld, kauf ein Auto und ein Haus und denke niemals wieder an diesen scheiß Krieg oder an einen einzigen von euch verdammten Hurensöhnen.“

Er lachte und prostete Will zu.

„Aber in einem Jahr sehen wir uns wieder, was?“

„Be hell or high water, Lieutenant!“

Sie schauten still an den Horizont, über den sich langsam die Silhouette der Stadt schob.

„Glaubst Du, sie hat wirklich gewartet?“, fragte Whitmore.

„Deine Mary? Klar!“

„Ich hoffe es auch.“

„Ich weiß es, Sarge. Ich habe sie noch nie gesehen, aber ich kenne Dich besser als irgendwen. Und nach allem, was Du erzählt hast, habe ich keinen Zweifel.“

„Danke, Will.“

Sie tranken schweigend die Spezialmischung, als Whitmore plötzlich laut zu lachen begann.

„Weißt Du noch, Will, nach dem Clusterfuck im Hurtgen-Wald?“

Auch Will musste lachen. Er wusste genau, was Whitmore meinte.

Es war das größte Desaster, von dem sie im ganzen Krieg gehört hatten. Und sie waren mittendrin. Die Schlacht vom Hürtgenwald sollte später in die Militärgeschichte eingehen als ein Beispiel dafür, was alles schief laufen konnte. Ein wochenlanges Gemetzel in Kälte und Frost, in einem unheimlichen Wald voller Minen, Sprengfallen, Scharfschützen und

Mörsergranaten, geführt mit äußerster Brutalität. Splitter von getroffenen Bäumen und Klumpen aus dem steinhart gefrorenen Boden wurden genauso gefährlich, wie die Geschosse selbst. Nach einem heftigen Gefecht, bei denen große Teile ihrer Kompanie inklusiver der fähigsten Offiziere ihr Leben ließen, hatte man ihnen einige Tage Ruhe hinter der Front zugestanden. Als Ersatz für ihren Kompanieführer schickte man ihnen einen dieser Schreibstübencaptains, der ihnen als erste Amtshandlung ein Himmelfahrtskommando zuteilte.

„Dieser Auftrag ist ebenso gefährlich wie sinnlos, Captain.“, hatte Will gesagt, „Wir werden alle dabei draufgehen, und zwar ohne irgendeinen militärischen Nutzen.“

„Sie haben Ihre Befehle, Lieutenant“, hatte der Mann geantwortet, und Will hatte eine Linie überschritten. Er sagte es ohne Aufregung, aber er nannte den Captain einen aufpolierten Schreibtischhengst ohne Eier und hätte sich beinahe ein Militärgerichtsverfahren eingehandelt. Die Rettung tauchte dann in Form eines Colonels auf.

„Ich finde, der Mann hat einen Punkt, Captain.“, sagte dieser nüchtern und ließ den verdatterten Offizier wegtreten. Die gesamte Truppe hatte applaudiert. Will musste zweimal hinschauen, bis er das Namensschild auf der Uniform erkannte. Colonel Arthur J. Colby. Der Einsatz wurde abgebrochen, der Captain zurück an den Schreibtisch verbannt. Später in dieser Woche hatte ihn sein Vater ins Hauptquartier zitiert.

„Aus Dir ist ja ein richtiger Soldat geworden, William!“

„Danke, Colonel.“

„Wie geht es so zu Hause?“

„Ich weiß es nicht, Colonel. Ich war fast ein Jahr nicht dort.“

„Hm. Und hier, wie ist es hier?“

„Es ist ... Es ist ein großes Abenteuer, Sir.“

„Freut mich, dass Du es so siehst, Sohn.“

„Danke, Sir.“, sagte Will, salutierte und wartete auf das Kommando zum Wegtreten.

„Ach, und Lieutenant Colby?“

„Ja, Sir?“